

Die Entscheidung [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 3
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
19. Januar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Das Märchen vom Glück.

Von Hugo Salus.

Das Märchen vom Glück, das ich euch sag,
Dauert grad einen Herzensschlag;
Dürft darum mein Märchen nicht töricht schelten,
So tief ihr's faßt, so tief wird's euch gelten!
Und dies ist mein Märchen:

Das echte Glück
Bleibt nur gerad einen Augenblick.

Einmal hat's einer am Ärmel genommen
Und hielt's gefangen in seinem Haus,
Da hat es graue Haare bekommen;
Und wie das Glück graue Haare bekommen,
Da sah es genau wie das Unglück aus . . .
Mein Märchen, es dauert so lang wie das Glück:
Einen Herzensschlag, einen Augenblick.

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhrt.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 3

Doktor Niederer schritt in doppelter Gestalt durch das Städtchen seiner Wohnung zu. Der eine Teil war durchaus zufrieden, ja, er fühlte sich von einem Glück gestreift; dem andern war ganz elend zumut. Der eine hätte pfeifen oder etwas Lustiges singen oder erzählen, der andere sich mit Spott und Ekel überschütten mögen. An einer Straßenecke sagte der eine: „Nur frischen Mut, es geht vorwärts, Niederer Albert!“ der andere an der nächsten: „Pfui Teufel! Diese Niedertracht!“ Der Zwiespalt äußerte sich zu Hause in einer schlechten Laune, die die Haushälterin ganz fassungslos machte. Der Arzt knurrte sie an, der Tee sei miserabel gewesen, das Eingemachte halb in Gärung, die Butter auch nicht eben frisch! So lege man Ehre ein! In der Nacht machte er sich Vorwürfe: er habe Olga verkehrt, ihr, der er so viel verdankte, einen unfreundlichen Empfang bereitet und sich halb gefreut, als sie mit dem ersten möglichen Zuge wieder abreiste. Wie kam es nur? War er denn ein so schlechter Kerl? Gewiß nicht, aber sie hätte ihn nicht so überraschen sollen. Und dann der erste Eindruck, den er von ihr im Wartezimmer empfing! Sie kam ihm verblüht, vierzigjährig vor. Unselig diese Jugendliebschaften unter Gleichaltrigen! Zum Glück werden sie meistens in den Wind geblasen! Er erinnerte sich, daß seine erste Knabenverliebtheit einem zehn Jahre älteren Mädchen gegolten hatte. Das hatte die Natur schlau und vernünftig angeordnet, da war die Gefahr einer dummen Heirat zum vorneherein ausgeschlossen. Dann kam die Sache mit Olga. Er dachte: die Sache. Sie dauerte nun bald zwanzig Jahre, diese Sache. Er rechnete es genau nach: siebzehn waren's,

seit sie sich zum erstenmal geküßt hatten. Jetzt hatte er sie ohne Kuß ziehen lassen. Ach, es waren ja auch schon Jahre seit dem letzten Kuß vorübergegangen und auf dem Bahnhof können sich gekußte Leute doch nicht küssen. Es wäre geradezu lächerlich gewesen, wenn er Olga vor dem Stationsvorstand, dem Bezirksrichter, dem Zivilstandsbeamten und der Sonnenwirtin abgeschmakt hätte. So redete er sich zu. Er nahm sich vor, Olga am folgenden Tag zu schreiben, sein Betragen zu erklären, zu rechtfertigen, sie war nun einmal doch seine Retterin aus verzweifelter Lage gewesen und gewissermaßen seine Braut. Was wäre er ohne sie geworden? Vielleicht ein kleiner Kanzlist oder ein Kommis oder Zeichner in einem Stidereigeschäft. Einen Augenblick dachte er daran, ihr kurzerhand zu schreiben, sie wollten nun endlich das längst Beschlossene verwirklichen, das endlose Hinausschieben der Heirat sei in jeder Hinsicht unvernünftig und mache die Sache immer schwerer. Er dachte lange nach. Er mußte den halbgefaßten Voratz wieder aus seinem Bewußtsein wegräumen, bevor er einschlafen konnte. Er hätte damit belastet nicht ruhen können.

Am Morgen wurde er früh zu einer Wöchnerin gerufen, und als er ein paar Stunden später etwas ermüdet nach Hause kam, hatte er ganz vergessen, daß er Olga hatte schreiben wollen. Der Tag verschlingt leicht die Gedanken der Nacht.

Nach dem Mittagessen erschien die kleine Patientin vom Lindengut mit einem Körbchen voll roter Kirschen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, gleich einige Früchte zu essen. Er hielt jede einzelne, bevor er sie zum Munde führte,

in die Sonne und empfand ein warmes Wohlgefallen an ihrem wunderbaren Glanze. Er freute sich, er wußte selbst nicht warum, daß es rote und nicht schwarze Kirschen waren, obgleich er sonst die schwarzen wegen ihres stärkeren Geschmacks vorzog. Er plauderte mit dem Mädchen, wollte wissen, ob es sich auf den Samstagabend freue, da der Papa aus der Stadt herauskomme, er wollte wissen, ob es lieber im Lindengut oder in der Stadt wohne. Er fragte, wem es lieber gehorche, dem Papa oder der Mama, Mama oder Fräulein Honegger. Das Mädchen stutzte. Die Benennung Fräulein Honegger war ihm fremd, es begriff aber gleich, von wem er sprach, und fragte: „Meinen Sie Tante Tilde?“

„Ja, ja, natürlich, Tante Tilde“, gab er ihm recht. Ob sie immer bei ihnen wohne? Erst seit dem Herbst, wußte das Kind zu berichten, vorher sei sie doch bei ihrer Mama gewesen.

„Und die ist nun tot?“

„Ja, die ist nun tot.“

„Aber sie hat doch auch einen Papa?“

„Nein, nein, sie hat keinen Papa mehr. Er ist doch ertrunken, im Krieg.“

„Ertrunken?“

„Ja, auf dem Meer!“ Das Wort Meer quoll in dem kleinen Mund mächtig auf. Doktor Niederer forschte nun nicht weiter, man konnte nicht wissen, wie ein solches Plappermaul ein Gespräch wiedergeben würde.

Am folgenden Sonntag ging es auf dem Lindengut festlich zu, die Rettung des Kindes wurde mit freundlichen Worten, lederen Speisen und ausgefuchten Weinen gefeiert. Doktor Niederer stand im Mittelpunkt der Veranstaltung, wie unter einer Sonne stand er. Und er war selber ein Lichtpunkt. Es lag ihm daran, einen guten Eindruck zu hinterlassen, den Kollegen ganz aus dem Lindengut und dem weiten Felde zu schlagen. Er sprach ernst und doktoral bis zum Boulet, vor allem mit dem Hausherrn, dann bis zum Nachtsch witzig, mit öfterer Hinwendung zu den Damen, lustig, fast etwas burleskos beim schwarzen Kaffee, und er münzte dabei sein Silber besonders für seine Tischnachbarin, Fräulein Tilde Honegger, deren zierliche, überschlanke Gestalt er öfter mit einem raschen Blick streifte. Zwischenhinein richtete er etwa einen Scherz an die Kinder oder schmiedete etwas Geschmeidiges für die Dame des Hauses. Nachher im Rauchzimmer unterhielt er sich mit Herrn Ehrensberger über Politik und gab Ansichten und eine Gesinnung zum besten, die durchaus die Billigung des Fabrikanten fanden. Die beiden standen auf dem gleichen solid bürgerlich-liberalen Boden. Als sich Doktor Niederer gegen vier Uhr verabschiedete, hatte er alle bezaubert, Große und Kleine. Herr und Frau Ehrensberger drückten den Wunsch aus, man möchte sich nun öfters sehen, nachdem es bis zur ersten Bekanntschaft solange gedauert habe. Der Doktor wünschte auch nichts Besseres, und in beschwingtem Gang stieg er ins Städtchen hinab. Die Kinder gaben ihm ein munter plauderndes und lachendes Geleite bis vor seine Haustüre.

Doktor Niederer hütete sich, seine Besuche bei der Familie Ehrensberger allzu häufig zu wiederholen. Zuweilen, wenn er von der Landpraxis zurückkehrte und am Lindengut vorbeikam, setzte er sich für einige Minuten zu den Damen

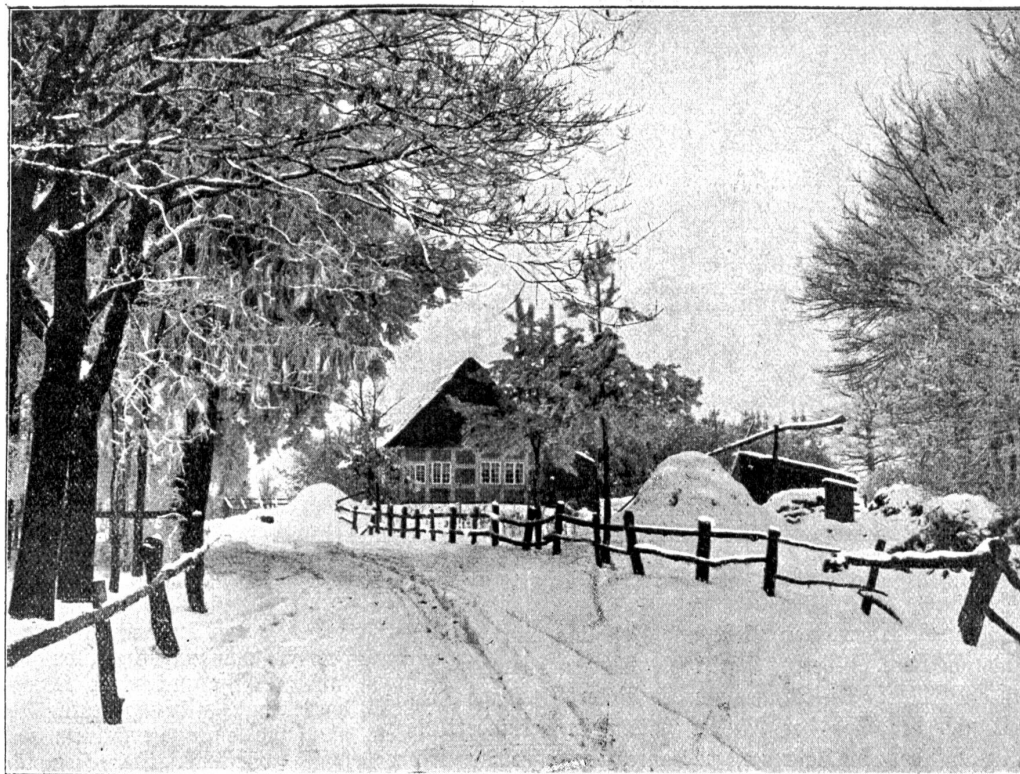
ins Gartenhäuschen oder ins Arbeitszimmer, erzählte schnell etwas Merkwürdiges oder Späßiges und empfahl sich, ehe sich die Verwunderung oder das Lächeln oder Lachen über das von ihm Mitgeteilte ganz verflüchtigt hatte. Einmal zog er ein Buch aus der Tasche, machte einige gefeierte Bemerkungen darüber und ließ es den Damen zurück. Sie erwiesen sich beim nächsten Besuch dankbar dafür und er wurde so ihr Bücherversorger und -ausleger und ihr Führer durch die neuere Literatur. Da seine Praxis nicht groß war, hatte er zum Lesen Zeit genug. An einem Regensontag, als es schon dem Herbst zugeht, fand er Gelegenheit, sich auch als Vorleser einzuführen. Er hatte einen Band Storm mitgebracht, etwas ganz Neues für das Lindengut, denn die literarische Bildung der beiden Damen war beschränkt, besonders Tilde hatte zu dem, was man etwa auf den Bänken einer Mädchenschule kennen lernt, nicht viel hinzugelesen. Herr Ehrensberger zog sich nach dem Mittagessen in sein Kabinett zurück, unter dem Vorwand, eine Arbeit zu erledigen, in Wirklichkeit, weil ihm das ins Lindengut eingezogene schön-geistige Getue wenig zusagte. Doktor Niederer las eine der gedämpften, von Lyrik durchtränkten Novellen Storms vor. Er setzte all sein Können, all seine Wärme, die ganze Geschmeidigkeit seiner Stimme ein, und als er zu Ende war, hatte er die Genugtuung, in Fräulein Tildes Augen einen feuchten Glanz zu sehen. Er ging fast feierlich auf sie zu und drückte ihr die Hand: „Storm, könnte er zugegen sein, wäre über Sie glücklich!“ Sie errotete dankbar, Frau Ehrensberger machte ihm ein Kompliment über seine Vorlesung, und auch ihr lächelte er etwas Verbindliches zu, er wußte, daß, wenn man zwei Pferdchen eingespannt hat, man sie gleichmäßig ziehen lassen muß. Nach der geistigen Unterhaltung spielte man eine Partie Domino zum Ausgleich der Gefühlslage. Eine schöne Fügung wollte es, daß Tilde und Doktor Niederers Hände sich beim Segen der Steine ein paarmal berührten, ganz flüchtig nur, und, wie es schien, ohne daß die beiden es selber merkten. Frau Ehrensberger jedoch entging die Begegnung der Hände nicht und sie lächelte mütterlich gütig vor sich hin. Sie gewann die Partie und ließ es sich nicht entgehen, eine bekannte tröstliche Redensart über das Unglück im Spiel an die beiden Verlierenden zu richten, so daß alle drei mit dem Ausgang der Partie durchaus zufrieden waren. Beim Abschiednehmen drückte Doktor Niederer Tilde, als die Genossin in der Niederlage, etwas länger und kräftiger die Hand als sonst, und zu Frau Ehrensberger gewandt, sagte er: „Wohl dem Sieger, der gütig bleibt.“ — „Sieger?“ erwiderte sie. „Es ist manchmal schwer zu sagen, wer gesiegt hat.“

Ein paar Wochen später rüstete sich die Familie Ehrensberger für den Umzug in die Stadt, wo sie immer den Winter zubrachte. Zu dem Abschiedessen waren außer Doktor Niederer Bekannte aus der Stadt geladen, Fabrikanten und ihre Frauen, Söhne und Töchter. Die Zusammensetzung der Tischgesellschaft brachte es mit sich, daß sich etwas Trodenes, Geschäftsmäßiges auf den Abend legte. Die Herren unterhielten sich über die wirtschaftliche Lage des Landes, sahen alles in Grau und ließen ahnen, daß dieses Grau bald durch eine noch dunklere Farbe abgelöst würde. Auch bei den Damen kam in der dumpfen Geschäftsluft die Freude nicht empor. Man sah ihnen zwar die

wirtschaftliche Krise nicht an. Sie hatten sich in prächtige Herbstkleider gehüllt und mit kostbarem Schmutz behängt, aber wie bald war in diesen unsichern Zeitläuften ein Vermögen zerbröckelt, eine Fabrik lahmgelegt, ein Fallissement da, eine Dame genötigt, ihren Schmutz an einen beschämenden Ort zu tragen. Man führte Beispiele von Geschäftserren an, die noch vor zwei Jahren ihre Aktionäre mit zwanzig und mehr vom Hundert überschüttet hatten und nun kläglich am Boden zappelten. Solche Erfahrungen hatten den meisten eine gewisse Lebensangst eingeimpft. Von dieser Angst schienen nur drei unberührt zu sein, ein junger Fabrikant,

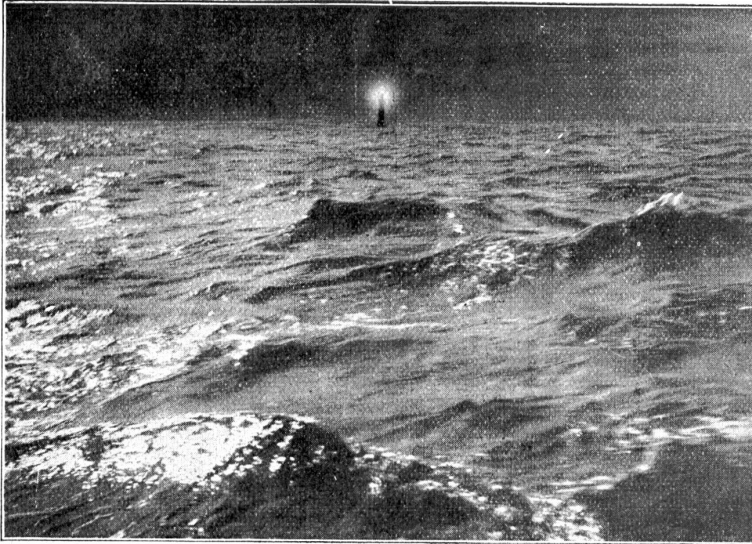
Tilde und Doktor Niederer, die in dieser Reihenfolge am Tische saßen. Der Fabrikant, ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, suchte sich Tilde in auffallender Weise beliebt zu machen. Er war eben von einer Geschäftsreise aus Amerika zurückgekehrt und wußte allerlei Schnurriges in gefälliger Form zum besten zu geben. Tilde überließ sich ganz dem Wogenschlag der Stunde. Sie hatte an diesem Tage die Trauer um ihre Mutter abgelegt, trug nach mehr als einem Jahr wieder ein halbhelles Kleid und Schmutz und war sich bewußt, eine schöne, frische, begehrte Habe zu sein.

Doktor Niederer war nur äußerlich ausgeräumt, innerlich war auch er von Ängsten bedrängt. Er fühlte sich all diesen Menschen an Bildung weit überlegen, aber er kam sich doch wie ein armer Schlucker unter Fürsten vor. Er war ja nur der Sohn eines grillenhaften Stickers, der gegenwärtig kaum Brotrinde zu beißen hatte, und hier saßen Oberschichtler, denen der Mensch erst beim Millionär anfang, die von ihren Fabriken, ihren Warenlagern, ihren überseeischen Niederlassungen wie von Belanglosigkeiten sprachen. Doktor Niederer ließ sich seine Mißgunst nicht vom Gesicht ablesen. Er hatte sein Ziel: er wollte glänzen, ja, die andern überglänzen, sie sollten seine Ueberlegenheit merken! Er wußte die Scherze des jungen Fabrikanten durch lustigere zu überbieten und ihn so bei Tilde um den angestrebten Erfolg zu bringen; er brachte es dazu, daß die andern Tischgenossen ihre Unterhaltung zuweilen abbrachen, um auf seine Witze, Anekdoten und Erinnerungen zu hören, er erhob sich in einem geeigneten Augenblick und entpuppte sich als gewandter Tischredner. Er beitreute zuerst das gastfreundliche Ehepaar Ehrensberger



Bauernhof im Winter.

mit Blumen und stimmte dann einen Hymnus auf die Freude und das Leben an. Die Welt möge noch so grau, die Zukunft noch so unsicher erscheinen, ein gesunder Lebenswille lasse sich dadurch nicht beirren, ja, je bedrohlicher die Welt aussehe, desto mutiger und freudiger werfe sich der lebensstüchtige Mensch, und zu diesem Schlage gehörten die Schweizerischen Kaufleute und Fabrikanten, den Hindernissen entgegen, einem Schwimmer gleich, der seine ganze Kraft erst entfalte, wenn die Wellen übermütig werden und ihren Schaum über ihn wegzspritzen, ja, der Wellenschlag und Sturm und Brandung mit seinem Tauschen überschalle. Er riß die Zuhörer hin, sie, die eben noch so kleinmütig gesprochen hatten, hielten sich jetzt für unerschrockene, ihrer Kraft und ihres Erfolges sichere Schwimmer und öffneten sich ganz der Freude. Es war ihnen selbstverständlich, daß Doktor Niederer sie am Schluß aufforderte, das Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ zu singen. Er selber hob es kräftig an und die andern stimmten alle ganz überzeugt ein, selbst die alten, zu Bureaustühlen gewordenen Fabrikanten, die vielleicht zwanzig oder dreißig Jahre lang ihre Bässe und Halbbässe nicht mehr probiert hatten. Als die Strophen des Liedes erschöpft waren, fügte der Doktor eine ganze Reihe ulliger hinzu, wodurch die Stimmung völlig ausgelassen wurde. Die Damen glühten auf wie Freudenjackeln und schauten Doktor Niederer, dem Erlöser aus dem Trübsinn, beim Anstoßen mit den Gläsern dankbar in die Augen. Das Grau der Zeit war einem Rot oder Rosa gewichen, das Gespenst der Wirtschaftskrise hinweggesungen, die Freude im Lindengut eingezogen. Der Flügel wurde aufgeklappt, die Damen, junge und ältere, sangen Lieder von Schumann, Mendels-



Leuchtturm an der Küste der Bretagne.

sohn und Brahms, von Liebe und Frühling und Hoffnung. Und nach der Liederlust schritt die Tanzlust hervor. Tilde saß am Flügel. Die Trauer um den Vater, die lange Krankheit und der Tod der Mutter hatten sie verhindert, ihre Tanzkunst der von Jahreszeit zu Jahreszeit wechselnden Mode anzupassen, und nun war sie froh, an der allgemeinen Freude wenigstens durch ihr Spiel teilzuhaben. Auch Doktor Niederer tanzte nicht. Er hatte für die Tanzkunst seit den Studentenjahren kaum mehr Zeit übrig gehabt und was sie jetzt verlangte, war ihm fremd und unsympathisch. Es bedeutete indessen für ihn kein Opfer, nicht zu tanzen, da Tilde nicht mittat. Er saß so, daß er sie unauffällig betrachten konnte, und er ließ sich keine ihrer Bewegungen entgehen. Er verfolgte das Spiel ihrer Finger und horchte auf ihren Anschlag, und plötzlich tauchte Olga neben ihr auf. Nein, mit Olga konnte sich Tilde am Klavier nicht messen, sie hatte schon nicht die langen, schlanken Finger dazu, ihre Hand war für das Klavier zu zierlich, zu klein. Aber wie groß und augenfällig war ihr Vorsprung in allem andern! Die jugendfrische Haut, der leichte Nacken und darüber das braune, schwere Haar sicherten ihr allein schon den Preis. Und wie kerzenschmal sie auf dem Klavierstuhl saß! Ihre Schlankheit, ihre knabenhaften Hüften hatten es ihm vor allem angetan. Zuweilen drehte sie den Kopf etwas, dann sah Doktor Niederer ihr Lächeln, denn sie lächelte beglückt zu ihrem Spiel. Einmal schlug sie auf eine falsche Taste. Olga hätte sich geschämt, sie aber wurde durch den Fehler belustigt und es fehlte wenig, so hätte sie laut herausgelacht. Doktor Niederer sah, wie es sie inwendig vor Vergnügen schüttelte. (Fortsetzung folgt.)

Leuchttürme.

Der helle Sommertag neigte sich zu Erde. Stundenlang hatten wir uns in dem scharfen Wellenschlag des offenen Meeres dem Genuß des Bades hingegeben. Nun sahen wir oben auf den steilen Uferfelsen der Bretagne. Unter uns wogte die Brandung. Welle um Welle der Hochflut donnerte an die steilen Felsen und wogte als weißer Gischt zurück, bis ein neuer Wellenschlag die schaumgewordene neuerdings vorwärts riß. Im fernen Westen tauchte die Sonne

blutrot in das tiefdunkle Westenmeer. Und langsam erstarb das Tageslicht. Weiß leuchtete der Gischt der Brandung. Solche Abende am Meer sind unvergeßlich. Sie atmen entzündende Frische, belebende Kraft, gewaltige Schönheit. Aus dem Dämmer der Nacht leuchten nun die fernen Leuchttürme gespenstisch zu uns herüber, die Blink- und Blickfeuer der offenen Küste, die stillen, festen Feuer der Häfen. Erst wenige nur, dann immer mehr, bis mehr als ein Duzend Feuer den weiten Horizont Sekunde um Sekunde in grelles Blicklicht tauchen, ein Spiel, dem man stundenlang zuschauen mag. Und wir vergegenwärtigen uns, daß weit draußen im Meer der Schiffer ruhig und sicher seine Bahn zieht, denn er weiß sich vor den Tücken der Untiefen geschützt, so lange die leuchtenden Feuer ihm den Weg weisen.

Ein anderes Bild: Weit draußen in der wilden Nordsee erhebt sich der einsame rote Sandsteinfelsen von Helgoland. Das Schiff trägt dich am Leuchtturm auf dem Roten Sande vorüber, von den Schiffen der Roterland-Leuchtturm geheißen, wenn du von Bremerhaven nach Helgoland fährst. An Flußmündungen werden sonst zur Sicherung der Schifffahrt Schiffe mit einer Leuchtvorrichtung verankert. Hier baute man mit ungeheuren Kosten mitten in die Wesermündung einen Leuchtturm, den uns ein Bild im Querschnitt vorführt. Der Helgoländer Leuchtturm aber steht auf der höchsten Höhe des „Oberland“, ragt 37 Meter hinauf und läßt sein Licht 82 Meter über dem Meer Nacht für Nacht im steten Wechsel kreisen. Gewaltig sind diese Lichtblitze, die gleich scharfen Messern die Dunkelheit schneiden. In seiner Laterne drehen sich drei Scheinwerfer mit horizontalen Kohlenstäben viermal in der Minute um eine vertikale Achse, so daß alle fünf Sekunden ein Lichtblitz von $\frac{1}{10}$ Sekunde Dauer durch das Gesichtsfeld geht. Es wird elektrisches Bogenlicht verwendet, 31 Millionen HK. Ver-



Leuchtturm auf Helgoland.